



Magazin zum traditionellen
jüdischen Leben in Deutschland

BTJ

Gemeindemagazin

UNSERE FESTE

**DAS DILEMMA DES
RABBINERS: INTEGRITÄT,
EHRE UND DAS ZÄHLEN DES
OMER**

UNSER BRENNPUNKT

**ISRAEL, DIE MEDIEN UND DIE
MACHT DER ERZÄHLUNG**

UNSERE GESCHICHTE

**WÜRZBURG – DAS TORA-
ZENTRUM BAYERNS**

UNSER GESPRÄCH

**INTERVIEW MIT HANNAH
ARBITMANN**



RUSSISCH



 **BtJ** Bund
traditioneller Juden
in Deutschland

*Chag
Schawuot
Sameach!*



David Seldner
Vorstand und das Redaktionsteam des BtJ

Liebe Leserinnen und Leser,

normalerweise sind wir bestrebt, dass unser Gemeindemagazin immer zu einem Feiertag erscheint und diesen auch als (religiöses) Motto verwendet, dabei jedoch immer wieder abzuwechseln. Für diese Ausgabe haben wir uns die Omer-Zeit ausgesucht und können hierzu den Artikel von Rabbiner Reuven Konnik empfehlen, der das Dilemma eines Rabbiners beschreibt, der vergessen hat, rechtzeitig ein Omer zu zählen.

In unserer Rubrik Brennpunkt setzt sich Daniel Neumann mit der bezüglich Israel einseitigen Berichterstattung der meisten Medien und den dahinter steckenden Gründen auseinander.

Die Synagogen-Gemeinde Magdeburg stellt sich in dieser Ausgabe vor. Sie ist bereits seit 2013, also kurz nach unserer Gründung, Mitglied beim BtJ. Über das rege jüdische Leben in der größten Stadt Sachsen-Anhalts berichtet Inessa Myslitska.

Ein interessantes Gespräch führten wir mit Hannah Arbitmann über ihr Leben als religiöse Jüdin und Ärztin in Frankfurt am Main. Sie beschreibt ihren Weg von säkular zu religiös und der Verknüpfung mit ihren Werten.

Und auch Rabbiner Yehuda Aharon Horowitz kommt wieder zu Wort. In seiner Reihe über die Gemeinden bzw. ihre großen Rabbiner schreibt er dieses Mal über die Gemeinde Würzburg, in der

viele bedeutende Rabbiner wirkten. Sie ist im Übrigen auch die Heimatgemeinde des Präsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland, Dr. Josef Schuster.

Auch über unsere eigenen Projekte berichten wir. Einen großartigen Schabbaton veranstalteten wir in Hannover, gemeinsam mit dem dortigen Jüdisch-Bucharischen-Sefardischen Zentrum; die bucharische Gastfreundschaft war begeisternd. Über weitere Aktivitäten des BtJ setzen wir Sie ebenfalls ins Bild.

Zu guter Letzt gibt es wie immer ein leckeres Rezept aus unserer Kochecke – herzlichen Dank dafür an Rebbetzin Sara Rivka Dray! – sowie eine Kinderecke, erstellt von unseren Madrichot Shira und Polina.

Mit den besten Grüßen
Ihr David Seldner

*für den Vorstand und das Redaktionsteam
des BtJ*

03

GRÜßWORT

06

IN EIGENER SACHE
BtJ Aktivitäten



24

UNSER GESPRÄCH
Interview mit Hannah Arbitmann



12

UNSER BRENNPUNKT
**Israel, die Medien und die Macht der
Erzählung**



30

UNSERE MITGLIEDER
**Die Synagogen-Gemeinde zu
Magdeburg K.d.ö.R.**



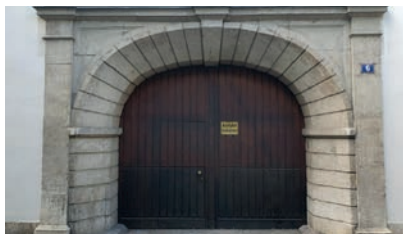
20

UNSERE FESTE
**Das Dilemma des Rabbiners:
Integrität, Ehre und das Zählen des
Omer**



38

UNSERE GESCHICHTE
**Würzburg – das Tora-
Zentrum Bayerns**



44

UNSERE KOHECKE Sushi-Türmchen



46

KINDERECKE Tora-Cannoli und Blume aus Watepads



IMPRESSUM

BtJ Gemeindemagazin

Magazin für Mitgliedsgemeinden des Bundes
traditioneller Juden in Deutschland

Herausgeber:

Bund traditioneller Juden in Deutschland e.V.

Vorsitzender:

Michael Grünberg
In der Barlage 43 / 49078 Osnabrück
Tel. : +49 5414065812
Fax.: +49541434701
www.btjd.de Email: info@btjd.de

Redaktionelle Leitung: David Seldner

Redaktion: Dr. Doron Rubin, Malki Batyrev
Lektorat: Leni Lopez

Gestaltung: Tanja Lubarski – lyubarska@icloud.com

Übersetzung: Alina Hajtlina

Druck: migoma – ideenverliebt

Die veröffentlichten Beiträge geben nicht unbedingt die
Meinung der Redaktion wieder. BtJ behält sich das Recht auf
Lektorat und Kürzung der zugesandten Beiträge vor.



BtJ 2025 / 26

Aktivitäten

Oktober/ November /2025

→ BtJ-Schabbaton in Hannover



→ Unter dem Motto „Different Flavors – One People“ kamen in Hannover über 80 Teilnehmer zusammen.

→ Nach reichen Anregungen von Rabbiner David Daviddoff und Fachgesprächen mit Dr. Hannah und Dr. Doron Rubin endete das Wochenende mit einem interaktiven Plov-Workshop.

→ Schabbaton in Halberstadt



→ Über 20 Jugendliche erlebten einen stimmungsvollen Schabbat mit Gebeten in der alten Synagoge und einem Konzert der Rabbiner Balla und Fabian.

November / 2025

→ Mitgliederversammlung



→ Im November traf sich der BtJ, um das Jahr nachzubesprechen und die Zukunft zu planen.

Dezember /2025

→ BtJ Winter-Camp in den Alpen



→ Über 60 Teilnehmer genossen eine Atmosphäre aus Lernen, Lachen und Schnee.

→ Olami Match



→ Wir unterstützen das Partnervermittlungs-Programm mit Aleeza ben Shalom für jüdische Singles.

Januar /2026

→ Ein historischer Triumph



→ Chidon haTanach: Unter der Schirmherrschaft von Dr. h. c. Charlotte Knobloch und in Anwesenheit von Doron Almog sowie Dr. Felix Klein feierten wir einen Riesenerfolg.

Wachstum des Netzwerks

→ Wir begrüßen die Israelitische Religionsgemeinschaft Württembergs K.d.ö.R. als neues Mitglied im BtJ.



MAI /2026

→ BtJ Grand Schabbaton



Höchste Anerkennung

→ Unser Vorsitzender Michael Grünberg wurde mit der Möser-Medaille der Stadt Osnabrück ausgezeichnet.

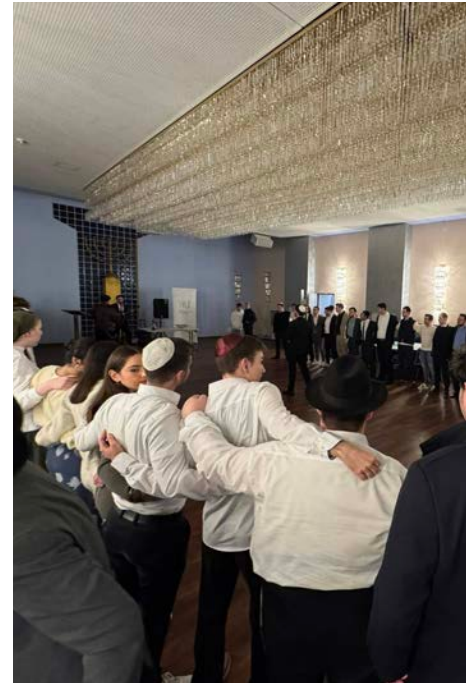


→ Zum zweiten Mal in Potsdam.

➔ BtJ Grand Schabbaton



Der diesjährige Grand Schabbaton findet vom 14. bis 17. Mai statt, und das zum zweiten Mal in Potsdam. Wir freuen uns auf die Y-Studs und noch mehr Highlights, vor allem aber freuen wir uns auf die Zeit, die wir gemeinsam miteinander verbringen.



➔ BtJ-Schabbaton in Hannover

Im Oktober/November 2025 veranstaltete der Bund traditioneller Juden (BtJ) gemeinsam mit dem Jüdisch-Bucharischen-Sefardischen Zentrum einen Schabbaton in Hannover unter dem Motto „Different Flavors – One People“. Über 80 Teilnehmer genossen einen Schabbaton voller Tora, Community & Connection.

Der Schabbat mit dem ortsansässigen Rabbiner David Davidoff war reich an Inspirationen, Wärme und neuen Freundschaften. Nach dem Gebet am Freitagabend gab es eine festliche Seuda mit viel Gesang und zwei spannenden Schiurim von Daniel Batyrev und Yosef Dobrovych. Am Schabbat nach Schacharit und Mussaf folgte dann eine weitere tolle Mahlzeit und im Anschluss eine offene Q&A-Session mit dem Ehepaar

➔ Ehrung



Unsrem Vorsitzenden Michael Grünberg gratulieren wir zur Möser-Medaille der Stadt Osnabrück, der höchsten Auszeichnung der Stadt. Es ist eine verdiente Anerkennung der vielfältigen Arbeit, die Michael sowohl in den jüdischen Gruppen und Verbänden als auch darüber hinaus leistet. Mazal Tov!



Dr. Hannah und Dr. Doron Rubin (Anwältin und Richter) über gelebtes Judentum im Beruf und im Leben. Parallel dazu erwartete die Teilnehmer ein interessanter Schiur von Oskar Baraev.

Nach einer musikalischen Havdalah mit Yakov Eizen ging das Programm mit einem Cocktail-Abend und Gesprächen weiter. Am Sonntag gab es einen interaktiven Workshop, bei dem ein authentischer Plov zubereitet wurde.

Wir bedanken uns beim Jüdisch-Bucharischen-Sefardischen Zentrum unter dem Vorsitzenden Herr Motaev für die Gastfreundschaft und die Zusammenarbeit!



➔ BtJ-Schabbaton in Halberstadt

Der vom BtJ geförderte Schabbaton des Landesverbands Sachsen-Anhalt in Halberstadt mit dem Landesrabbiner Daniel Fabian, dem Militärbundesrabbiner Zsolt Balla sowie Rabbiner Elischa Portnoy (Halle) beinhaltete einen stimmungsvollen Schabbat mit über 20 Jugendlichen in der aus jüdischer Sicht so geschichtsträchtigen Stadt (siehe dazu auch den Artikel von Rabbiner Yehuda Horovitz in unserer Ausgabe Januar 2022). Highlights waren das Gebet in der alten Synagoge sowie an Motzei Schabbat das Konzert der Rabbiner Balla und Fabian.



➔ BtJ Olami Match

Der BtJ unterstützt das Olami Match Programm (mit Aleeza ben Shalom), das jüdischen Singles zwischen 18 und 35 (+) Jahren helfen will, einen Partner zu finden. Konkret wird das Programm gefördert, um sich selbst besser kennenzulernen und andere zu verstehen. Wir wünschen uns, dass viele Juden einen Partner/eine Partnerin finden.



➔ JCommunity Winter-Camp in den Alpen

In den Alpen fand dieses Jahr das von JCommunity organisierte und durch den BtJ unterstützte Winter-Camp statt. Über 60 Teilnehmer genossen den Schnee und die Atmosphäre mit Lernen, Lachen und Freunden.



Wir freuen uns, die Israelitische Religionsgemeinschaft Württembergs K.d.ö.R. als neues Mitglied im BtJ willkommen zu heißen!



➔ BtJ Chidon haTanach

Wir unterstützen den Chidon haTanach, der von der Europäischen Janusz Korczak Akademie e.V. (EJKA e.V.) und der Jewish Agency in Kooperation mit der Conference of European Rabbis organisiert wird. Als Schirmherrin des Wettbewerbs im Januar 2026 fungierte Dr. h. c. Charlotte Knobloch (Präsidentin IKG München). Anwesend waren auch Doron Almog (Chairman der Jewish Agency) und Dr. Felix Klein (Beauftragter für jüdisches Leben und Antisemitismus, BMI). Besonders gefreut haben wir uns, dass alle sechs deutschen Teilnehmer (fünf aus BtJ-Gemeinden) am europäischen Chidon haTanach in die Endausscheidung der zwölf Besten kamen. Am Ende war das Siegereck mit Harry Kerzhner (1. Platz; Leipzig), Keren Lisowski (2. Platz; Augsburg) und Alissa Dubnov (3. Platz; Fürth) mit Teilnehmern aus BtJ-Gemeinden gefüllt – herzliches Mazal Tov an die Gewinner und alle anderen Teilnehmer!



➔ BtJ Newsletter

Wöchentlich versenden wir zusammen mit dem Hildesheimer Rabbinerseminar zu Berlin den gemeinsamen Newsletter „Covenant & Conversation“ mit den anregenden Gedanken von Rabbiner Sacks z“l in deutscher Sprache. Anmelden kann man sich auf der Webseite www.btjd.de.

➔ BtJ Mitgliederversammlung



Der BtJ traf sich im November 2025 zu seiner Mitgliederversammlung, um das vergangene Jahr nachzubesprechen, die Zukunft zu planen und den Austausch allgemein zu pflegen. Schön, dass so viele Repräsentanten aus unseren Gemeinden so engagiert mit dabei waren. ■



ISRAEL, DIE MEDIEN UND DIE MACHT DER ERZÄHLUNG





Im Jahre 1973 wurde in Deutschland der sogenannte Pressekodex verabschiedet, eine Sammlung ethischer Grundregeln, die auf die Arbeit von Verlegern und Journalisten zielen. Dies gilt seit einigen Jahren auch für online veröffentlichte Beiträge. Bei den aufgeführten Punkten geht es vorrangig um Wahrhaftigkeit und Achtung der Menschenwürde, um sorgfältige, lautere Recherche, um Richtigstellung bei Falschmeldungen, um den Schutz der Ehre von Personen, um das Verbot jedweder Art von Diskriminierung (wie im Grundgesetz verankert) und anderes mehr. So weit, so gut. Oder so weit, so schlecht, wenn es um die Berichterstattung aus und über Israel geht? Eine Analyse von Daniel Neumann.

Es gibt Witze, die mit wenigen Worten mehr erklären als jahrzehntelange Forschung. So wie dieser: Unterhalten sich zwei über die missliche Weltlage. Sagt der eine: „Die Juden sind an allem schuld.“ „Und die Radfahrer“, ergänzt der andere. „Warum die Radfahrer?“, fragt der erste.

Warum dieser Witz funktioniert? Weil er etwas entlarvt. Denn die Schuldfrage ist entschieden, bevor das letzte Wort gesprochen ist. Die Begründung ist dabei im Grunde genommen sekundär. Oder austauschbar. Im Zweifel ist sie sogar überflüssig. Entscheidend ist nur, dass jemand verantwortlich gemacht wird. Nämlich diejenigen, die seit Jahrtausenden als archetypische Sündenböcke herhalten müssen. Nun zielt man spätestens seit der Shoa nicht mehr ganz so ungeniert auf die Juden. Stattdessen nutzt man den willkommenen Umweg über Israel, den Judenstaat oder den Staat der Juden, um das zu sagen, was einem auf der Leber liegt. Und das ist meist nichts Gutes! Vor allem aber sind die Rollen in dieser Tragikomödie schon im Vorfeld vergeben. Was sich in der deutschen Medienlandschaft und der Israelberichterstattung ein ums andere Mal in beschämender Weise bestätigt.

Fest steht: Seit Jahrzehnten erleben viele Juden und Freunde Israels in Deutschland beim Konsum deutscher Medien, ob verschiedener Zeitungen oder TV-Berichterstattung in und um Nachrichtensendungen herum, die immer wiederkehrende Abfolge von Emotionen: Irritation, Ärger, Frustration, Resignation. Nicht wegen einzelner Beiträge. Und nicht wegen eines missglückten Kommentars oder einer unglücklichen Formulierung. Sondern wegen der konsequenten Wiederholung bestimmter Rollenbilder, Rahmungen und Fehlvorstellungen. Wegen der Verlässlichkeit bestimmter Muster. Wegen der Erfahrung, dass sich an der Grundmelodie nichts ändert – egal, was geschieht. Israel erscheint in dieser Berichterstattung fast immer als Täter. Die Palästinenser fast immer als Opfer. Und zwar nicht als Ergebnis einer offenen, ernsthaften und aufrichtigen Analyse, sondern als Ausgangspunkt der Erzählung.

”

Dabei ist Israel kein x-beliebiger Staat.

Es ist der einzige jüdische Staat der Welt, das Ergebnis jüdischer Geschichte nach der Shoa. Es ist Zufluchtsort und Schutzversprechen zugleich. Und es ist ein Staat, der seit seiner Gründung in einer überwiegend feindlich gesinnten Umgebung einen nicht enden wollenden Kampf um Existenz und Anerkennung führt. Der immer wieder militärisch angegriffen wird, dessen Existenz von Teilen seiner Nachbarschaft bis heute bestritten wird und der gezwungen war, ist und sein wird, sich zu verteidigen. Unter Bedingungen, denen sich kein anderer westlicher Staat ausgesetzt sieht. Eigentlich müsste all das in der Berichterstattung eine Rolle spielen. Und das geschieht auffallend selten.

Zwar wird Israel einerseits wie ein beliebiger westlicher Akteur behandelt,

andererseits aber auch nicht. Das heißt: Man legt an Israel Maßstäbe an, als würde man über ein Land wie Luxemburg sprechen und vergisst, dass die Situation Israels mit keinem Land dieser Welt auch nur annähernd vergleichbar ist. Oder fällt Ihnen

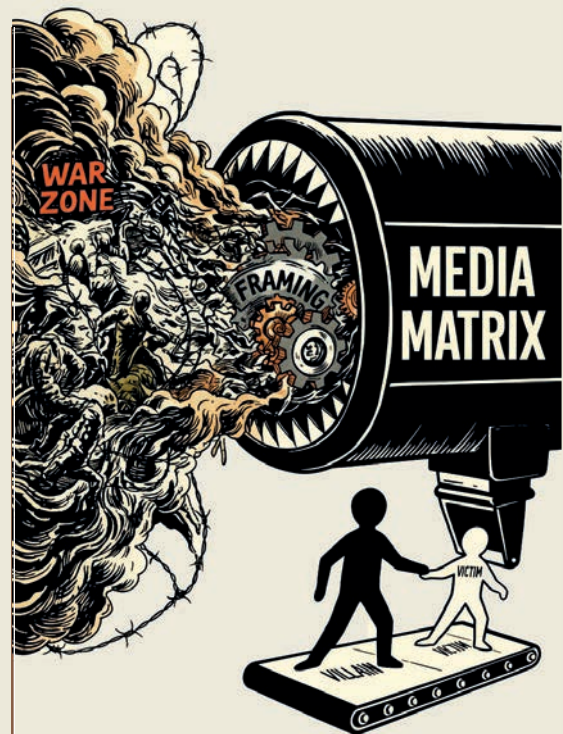
Dabei ist Israel kein x-beliebiger Staat. Es ist der einzige jüdische Staat der Welt, das Ergebnis jüdischer Geschichte nach der Shoa. Es ist Zufluchtsort und Schutzversprechen zugleich. Und es ist ein Staat, der seit seiner Gründung in einer überwiegend feindlich gesinnten Umgebung einen nicht enden wollenden Kampf um Existenz und Anerkennung führt.

“



ein anderes Land ein, dessen Daseinsberechtigung seit seinem Bestehen von den meisten seiner Nachbarn bestritten wird? Das mehrere Kriege um sein Überleben führen musste? Und dem regelmäßig die Vernichtung angedroht wird? Nein? Mir auch nicht. Gleichzeitig bekommt die Berichterstattung schnell einen anderen, moralischen Spin. Und der bedeutet: Mehr Macht bedeutet mehr Schuld. Mehr Militär bedeutet weniger Legitimität. Mehr Wehrhaftigkeit bedeutet moralische Fragwürdigkeit. Dabei ist das natürlich kein explizit formulierter Maßstab, sondern ein impliziter. Er findet sich zwischen den Zeilen. Bildet die Matrix. Und ist gerade deshalb so wirksam. Es geschieht deshalb ein ums andere Mal, dass Schlagzeilen oder Berichte fabriziert werden, die Israel als aktiv handelnden, aggressiven Akteur darstellen, während mit der Hamas auffallend nachsichtig umgegangen wird. Israel greift an, eskaliert, bombardiert. Israel will Rache, agiert unbarmherzig, gnadenlos und folgt dem biblischen Prinzip „Auge um Auge“. Die Hamas hingegen wird mit erstaunlicher Nachsicht behandelt und ihr Handeln wird mitunter sogar entschuldigt. Dieses Framing ist allerdings keine sprachliche Marginalie. Nein. Denn Schlagzeilen, Überschriften und Titel strukturieren die Wahrnehmung der Leser. Sie setzen Rahmen. Sie entscheiden darüber, wer als Handelnder und wer als Reagierender, wer als Angreifer und wer als Verteidiger, wer als Täter und wer als Opfer wahrgenommen wird. Dass diese Asymmetrie ausgerechnet dann entsteht, wenn ein demokratischer Rechtsstaat einer islamistischen Terrororganisation, autokratischen G-ttesstaaten oder hasserfüllten Diktaturen gegenübersteht, ist bemerkenswert. Und erklärungsbedürftig.

Fakt ist: Israel ist eines der Länder mit der höchsten Korrespondentendichte weltweit. Es gibt wohl keinen anderen Ort auf diesem Planeten, der journalistisch so intensiv beobachtet wird. Doch anstatt eines vielschichtigen, komplexen, farbenfrohen oder widersprüchlichen Bildes entsteht genau das Gegenteil. Schwarz-Weiß-Geschichten. Täter-Opfer-Erzählungen. Märchen über Unterdrücker und Unterdrückte. Anstatt Realität abzubilden, wird das Rohmaterial für die vorgefertigten Bilder im Kopf geliefert. Anstatt auf Sachlichkeit zu setzen, wird das Gefühl bedient. Anstatt Neutralität zu gewährleisten, wird das eigene Weltbild zur Matrix der Berichterstattung. Deshalb bekommen wir seit Jahrzehnten die immer gleichen Bilder serviert: der israelische Soldat mit Gewehr, der palästinensische Zivilist mit Kind. Hier die Macht, dort die Ohnmacht. Hier der Täter, dort das Opfer. Diese Bilder entfalten ihre Wirkung sofort und zielen auf Emotion und Gefühl. Und sie funktionieren leider auch dann, wenn sie frontal mit der Realität kollidieren. Oder vielleicht gerade dann.



”

Anstatt Realität abzubilden, wird das Rohmaterial für die vorgefertigten Bilder im Kopf geliefert. Anstatt auf Sachlichkeit zu setzen, wird das Gefühl bedient. Anstatt Neutralität zu gewährleisten, wird das eigene Weltbild zur Matrix der Berichterstattung.

“

Ein gutes Beispiel ist die Januar-Ausgabe 2026 des Magazins „ZEIT Geschichte“, das sich dem Thema Israel und Palästina widmet. Auf dem Deckblatt sind vor einer Landkarte der Region, die wohl den UN-Teilungsplan von 1947 abbildet und nicht die Realität seit 1948 oder 1967 oder der Gegenwart, zwei Figuren abgebildet. Als Symbolfiguren des Konflikts. Auf der einen Seite eine emotionale, aufgebrachte, schreiende Araberin mit Kopftuch und ihr gegenüber ein kühl dreinblickender, schwer bewaffneter israelischer Soldat. Die schwachen Palästinenser gegen die starken Israelis. Worte gegen Waffen. Opfer gegen Täter. Die Welt kann so einfach sein. Und so falsch. Und doch wiederholen sich diese Bilder seit Jahrzehnten. Nicht weil sie die Wirklichkeit abbilden würden. Sondern weil sie das bestätigen, was die Menschen ohnehin glauben.

Die Bilder und die Geschichten entspringen allerdings nicht nur den vorgefassten Meinungen der Medienmacher und Journalisten, sie werden auch durch die Arbeitsbedingungen vor Ort beeinflusst. Denn Israel ist ein offenes, demokratisches Land mit weitreichender Pressefreiheit. Gaza ist das genaue Gegenteil. Sprich: Wer aus Gaza berichtet, ist auf Informationen angewiesen, die von der Hamas kontrolliert, gefiltert oder zumindest beeinflusst werden. Zahlen, Bilder, Augenzeugenberichte stammen aus einer Quelle, die ein klares propagandistisches Interesse verfolgt. So wie das sogenannte Gesundheitsministerium der Hamas. Also die Informationsversorgungszentrale einer Terrororganisation. Journalisten wissen das. Oder müssten es wissen. Und dennoch übernehmen sie diese Informationen regelmäßig. Oft ungeprüft. Oft nur mit einem kurzen Quellenhinweis, der offenbar als journalistische Absicherung genügt. Warum? Weil diese Informationen geliefert werden. Weil sie emotional stark sind. Weil sie sendefähig sind. Und vor allem: weil sie ins Bild passen. Sprich: weil sie also das dominante Narrativ bestätigen.

”

Als Symbolfiguren des Konflikts. Auf der einen Seite eine emotionale, aufgebrachte, schreiende Araberin mit Kopftuch und ihr gegenüber ein kühl dreinblickender, schwer bewaffneter israelischer Soldat. Die schwachen Palästinenser gegen die starken Israelis. Worte gegen Waffen. Opfer gegen Täter. Die Welt kann so einfach sein. Und so falsch.

“



„The Israel Story“ Matti Friedman

Der kanadisch-israelische Journalist Matti Friedman hat dieses Phänomen in seinem Essay „The Israel Story“ so präzise beschrieben wie kaum ein anderer. Friedman war jahrelang Korrespondent der Associated Press in Jerusalem. Seine Kritik kommt nicht von außen, sondern aus dem Maschinenraum des internationalen Journalismus. In seinem Essay beschreibt Friedman einen Journalismus, der im Laufe der Jahre abstumpft. Der sich an routinemäßige Auslassungen gewöhnt. Der lernt, welche Geschichten erwartet werden – und welche nicht. Und der irgendwann aufhört, kritisch zu prüfen, weil die Erzählung bereits feststeht. Seine zentrale These ist ebenso simpel wie verstörend: Die internationale Berichterstattung über Israel folgt einer festen Storyline. Alles, was nicht in diese Story passt, wird ausgeblendet. Komplexität stört. Ambivalenz stört. Regionale Zusammenhänge stören.

Friedman zeigt, dass massive Ereignisse in der Region – der syrische Bürgerkrieg, der Aufstieg des Iran, innerarabische Machtkämpfe – medial kaum dieselbe Aufmerksamkeit erhalten wie israelische Militäroperationen mit vergleichsweise geringen Opferzahlen. Nicht, weil sie objektiv unwichtiger wären. Sondern weil Israel moralisch aufgeladen ist. Israel erhitzt die Gemüter. Israel ist Projektionsfläche.

Besonders hart nimmt sich Friedman eben jene Journalisten vor, die nicht einfach nur uninformiert, nachlässig oder voreingenommen berichten, sondern die durch ihre Arbeit faktisch zu Verstärkern der Hamas-Propaganda werden. Nicht aus Sympathie. Sondern aus Routine, Feigheit oder Karrieregründen. Die Hamas liefert Bilder. Sie liefert Zahlen. Sie liefert Geschichten. Wer sie nicht übernimmt, hat nichts zu senden. Und wer sie konsequent hinterfragt, riskiert den Zugang. Riskiert, den Platz am Tisch zu verlieren. Und den Anschluss bei den Geschichten, die so gierig nachgefragt werden.

Hinzu kommt, dass die Medienhäuser wegen des Internets, der sozialen Medien und der Messenger-Dienste inzwischen unter einem gnadenlosen Druck stehen, mithalten zu wollen, und sich deshalb nicht selten ungeprüfte oder falsche Meldungen wie ein Lauffeuer verbreiten. All das erklärt, warum bestimmte Falschmeldungen nicht nur entstehen, sondern in kürzester Zeit global eskalieren.

Das drastischste Beispiel ist der Vorfall um das Al-Ahli-Krankenhaus in Gaza am 17.10.2023. Innerhalb von Minuten meldeten internationale Medien, Israel habe ein Krankenhaus bombardiert und Hunderte Menschen getötet. Frauen, Kinder, Kranke. Deutsche Medien übernahmen diese Darstellung nahezu ungefiltert und katapultierten sie in die Wohnzimmer der Fernsehzuschauer. Die Quelle der Falschmeldung: das Gesundheitsministerium der Hamas. Eine Propagandaeinrichtung einer Terrororganisation, die konsequent verwirrte, vernebelte und falsch informierte.

Das Schockierende dabei war, dass kaum jemand die naheliegenden journalistischen Fragen stellte. Woher kommen diese Zahlen so schnell? Wie plausibel sind sie? Warum gibt es keine unabhängige Bestätigung? Stattdessen setzte ein moralischer Sturm ein. Politiker reagierten. De-

monstrationen folgten. Der Schuldige war identifiziert. Es war ein alter Bekannter: Israel. Später stellte sich heraus, dass die Ursache der Explosion erstens keine israelische Rakete war, sondern dass es sich um eine fehlgeleitete Rakete des Islamischen Dschihad handelte. Zweitens, dass die Rakete nicht das Krankenhaus selbst getroffen hatte, sondern den davor liegenden Parkplatz. Und drittens, dass die Opferzahlen massiv überhöht waren und man von 50 und nicht 500 Opfern ausgehen musste. Mit anderen Worten: Nichts an der Geschichte stimmte. Doch zu diesem Zeitpunkt war es längst zu spät. Die Falschmeldung hatte sich verbreitet wie ein Lauffeuer und die zaghaften Lösungsversuche versagten.

Anders gesagt: Die Korrekturen kamen spät. Leise. Manche Medien korrigierten gar nichts. Andere wiederum relativierten. Doch so oder so: Der emotionale Eindruck blieb. Die Bilder brannten sich ein. Die Meinung zementierte sich. Wie so oft. Deshalb: Das ist kein einmaliger Unfall. Ganz im Gegenteil. Es ist systemisch.

Dasselbe Muster zeigte sich bei der BBC-Meldung aus einem Interview mit dem UN-Nothilfekoordinator Tom Fletcher vom Mai 2025, in dem er erklärte, dass es (in Gaza) 14.000 Babys gebe, die sterben würden, wenn man sie nicht innerhalb von 48 Stunden erreiche. Es war eine moderne Form der uralten Ritualmordlegende. Eine groteske Erfindung, die jeder Faktenbasis entbehrte. Eine Zahl, die keiner einzigen journalistischen Plausibilitätsprüfung hätte standhalten dürfen. Und dennoch wurde sie verbreitet. Zitiert. Geteilt. Empört kommentiert. In einer atemberaubenden Geschwindigkeit. Die Richtigstellung kam zu spät. Die Entschuldigung der BBC interessierte niemanden mehr. Und bis heute wurde die ursprüngliche Horrormeldung, die Israel zu einem gnadenlosen Babymörder stilisiert, geschätzt weit über eine Milliarde Mal angesehen. Oder hat entsprechende Impressionen in den verschiedenen Medien dieser Welt hinterlassen.

Warum? Weil sie ins Bild passte.

Ein besonders gravierendes Problem ist dabei die nahezu vollständige Abhängigkeit von Todeszahlen aus Gaza, die vom Gesundheitsministerium der Hamas stammen. Diese Zahlen werden seit Jahren ungeprüft übernommen. Sie werden als Fakten präsentiert, versehen mit einem kurzen Hinweis auf die Quelle, der offenbar als ausreichend gilt.

Dabei ist Quellenkritik kein Luxus. Sie ist das Fundament journalistischer Arbeit. Und sie wird hier auffällig einseitig angewandt. Aussagen israelischer Stellen werden reflexhaft relativiert oder angezweifelt. Während Aussagen der Hamas routinemäßig übernommen werden. Also Aussagen einer Terrororganisation!

Diese strukturellen Verzerrungen zeigen sich nirgendwo so deutlich wie im öffentlich-rechtlichen Rundfunk (ÖR).

Nicht, weil dort schlechtere Journalisten arbeiten würden. Sondern weil sich hier ein System herausgebildet hat, das Kritik von außen nicht mehr als Korrektiv begreift, sondern als Störung. Der ÖR versteht sich als moralische Instanz. Als Bollwerk gegen Desinformation. Als Hüter demokratischer Werte. Und genau dieses Selbstverständnis wird ihm zunehmend zum Problem.

Denn wer sich als moralisch überlegen begreift, hält Selbstzweifel für entbehrlich. Wer sich auf der richtigen Seite wähnt, braucht keine Korrektur. Und wer Kritik als Angriff auf die eigene Integrität interpretiert, immunisiert sich gegen sie. Das zeigt sich besonders deutlich im Umgang mit Beschwerden. Formal werden sie bearbeitet. Inhaltlich aber oft abgewehrt. Der Tenor ist bekannt: Man habe ausgewogen berichtet. Man werde schließlich von beiden Seiten kritisiert. Also müsse man wohl alles richtig machen. Dieses Argument ist bequem. Und es ist falsch. Erstens gibt es keine Symmetrie der Kritik. Israelhass ist gesellschaftlich weit verbreitet. Israelsympathie ist es nicht. Zweitens ist es kein Qualitätsmerkmal, von allen kritisiert zu werden. Manchmal liegt eine Seite falsch und die andere richtig. Drittens liegt die Wahrheit nicht automatisch in der Mitte. Und viertens kann vermeintliche Neutralität in Wahrheit Parteilichkeit sein. Der öffentlich-rechtliche Rundfunk leidet zudem unter einem ausgeprägten Milieuproblem. Redaktionen sind viel zu homogen. Weltbilder ähneln sich zu sehr. Haltungen bestätigen sich gegenseitig. Und Kritik von außen wird häufig nicht mehr als Erkenntnisgewinn verstanden, als Korrektiv oder als Ansporn, die journalistische Arbeit sorgfältiger und gewissenhafter zu betreiben, sondern als Zumutung.

In diesem Kontext ist Sophie von der Tann, die seit Jahren für die ARD aus dem Studio Tel Aviv berichtet und die von den deutschen Medienmachern gefeiert und mit Preisen bedacht wird, nicht Ursache, sondern Symptom. Ihre Berichterstattung steht exemplarisch für einen Journalismus, der Haltung über Handwerk stellt. Der emotionalisiert, statt zu erklären. Der rahmt,



statt einzuordnen. Dass sie dafür ausgezeichnet wird, ist kein Unfall. Es ist Ausdruck eines Systems, das sich selbst bestätigt. Kritik an einzelnen Beiträgen wird zur Kritik an der Person umgedeutet. Und Kritik an der Person wiederum zur Delegitimierung der gesamten Debatte. So entsteht ein Zirkelschluss. Und dieser Zirkelschluss ist gefährlich.

Denn Journalismus lebt von Vertrauen. Wer Kritik reflexhaft abwehrt, statt sie als Chance zu begreifen, verspielt dieses Vertrauen. Schritt für Schritt. Beitrag für Beitrag.

Doch was folgt daraus? Wie kann man diesem System etwas entgegensetzen? Wie kann man eine ordentliche, neutrale, faire, einordnende, sachliche Berichterstattung erkämpfen?

Indem man nicht schweigt. Sich nicht zurückzieht. Nicht kapituliert. Sondern Widerspruch formuliert. Sich beschwert. Sich Gehör verschafft. Auf das Problem und die Schiefelage aufmerksam macht. Sachlich. Informiert. Beharrlich. Vielleicht ist Ehrlichkeit kurzfristig unbequem. Langfristig ist sie alternativlos. Denn wenn nur die Geschichten erzählt werden, die die Mehrheit hören will, werden wir nie die Geschichte hören, die wir eigentlich erfahren müssten. Oder anders gesagt: Das Problem ist nicht Israel.

Das Problem ist ein Journalismus, der glaubt, bereits zu wissen, wer schuld ist. Und damit sind nicht die Radfahrer gemeint. ■

”

Vielleicht ist Ehrlichkeit kurzfristig unbequem. Langfristig ist sie alternativlos. Denn wenn nur die Geschichten erzählt werden, die die Mehrheit hören will, werden wir nie die Geschichte hören, die wir eigentlich erfahren müssten. Oder anders gesagt: Das Problem ist nicht Israel.

“



UNSERE FESTE

DAS DILEMMA DES RABBINERS: Integrität, Ehre und das Zählen des Omer

**Versehen, Fehler, Nachlässigkeiten und Ausreden – das alles sind Begriffe, die von einer bewussten oder unbewussten menschlichen Verfehlung sprechen. Wer eine solche begangen und dabei er-
tappt wird, entschuldigt sich in
aller Regel, bittet um Nachsicht,
verspricht Besserung. Wenn
nicht sofort, dann spätestens an
Jom Kippur. Was aber macht ein
Rabbiner, wenn er an einem be-
stimmten Tag ein wichtiges Gebot
ausgelassen hat? Reuven Konnik,
Landesrabbiner von Rheinland-
Pfalz, geht dieser Frage in seinem
Beitrag auf den Grund.**



Maurice Mayer, Omer-Kalender, 1870, Holz, Silber, vergoldet, Emaille, Glas, Koralle, Pergament, Hebrew Union College, Skirball Museum, Los Angeles

Im Rhythmus des jüdischen Kalenders stellt das *Sefirat HaOmer* – das Zählen der 49 Tage zwischen Pessach und Schawuot – eine einzigartige spirituelle Brücke dar. Es ist eine Mizwa, die eine fast schon mathematische Präzision und unerschütterliche Beständigkeit erfordert. Die Halacha ist hierbei streng: Wer einen einzigen vollen Tag zu zählen vergisst, verliert nach der maßgeblichen Meinung die Berechtigung, den Segen (*Bracha*) für den gesamten Rest der Zeit mit dem Namen G-ttes zu sprechen. Man zählt zwar pflichtbewusst weiter, doch die feierliche Einleitung fehlt.

Doch was passiert, wenn die Person, die das Zählen vergisst, nicht nur ein privates Gemeindemitglied ist, sondern der Rabbiner selbst? Hier verwandelt sich eine persönliche Vergesslichkeit augenblicklich in eine öffentliche, fast schon existenzielle Herausforderung für die geistige Führungsperson.

Der verborgene Kampf: Zwischen Ehre und Wahrheit

Stellen Sie sich zwei Szenarien vor, die jeden Rabbiner in Schweiß ausbrechen lassen könnten. Im ersten Szenario befindet sich der Raw in der Trauerzeit (*Avelut*). Um das Andenken eines Verstorbenen zu ehren, übernimmt er jede Nacht die Rolle des Chasans (Vorbeters). Es ist seine heilige Pflicht, die Gemeinde durch das Gebet zu führen, was am Ende des Maariv-G-ttesdienstes unweigerlich zum Moment des Omer-Zählens führt.



Im zweiten Szenario ist der Raw zwar kein Chasan, aber die Gemeinde erweist ihm die traditionelle Ehre, den Segen stellvertretend für alle Anwesenden laut und feierlich zu sprechen. Es gehört zum *Kvod HaTorah* – der Ehre der Tora –, dass der Gelehrte den Ton angibt. Die Blicke der Gemeinde richten sich auf ihn, die Stille im Raum wird erwartungsvoll.

Nun nehmen wir einmal an, der Raw hat in der vorangegangenen Nacht das Zählen vergessen. Vielleicht war er durch eine Notsituation in der Gemeinde abgelenkt, vielleicht in ein tiefes halachisches Problem versunken oder schlichtweg vor Erschöpfung eingeschlafen. Plötzlich steht er vor der „berühmten Shaila“ (der halachischen Streitfrage): Er darf den Segen für sich selbst nicht mehr sprechen. Doch die Alternative scheint undenkbar: Wenn er die Ehre ablehnt oder am Pult verstummt, entsteht eine peinliche, fast schon skandalöse Stille. „Ich kann nicht, bitte macht ihr es“, müsste er vor versammelter Mannschaft sagen. Das Risiko einer massiven öffentlichen Beschämung, eines Schadens für sein Ansehen oder gar eines *Chilul Hashem* (einer Entheiligung des g-tlichen Namens) ist greifbar. Wie navigiert man durch dieses Minenfeld aus Gesetz und Würde?

Sechs Wege durch das Dilemma

Wir finden in unserer Tradition sechs faszinierende Lösungsansätze, die zeigen, wie tiefgründig und menschlich die Halacha auf solche Krisen reagiert.

1. Die „Schomea Ke’one“-Strategie: 1. Diskretion durch Stellvertretung

Der erste Weg ist die taktische Diskretion. Der Rabbiner nähert sich vor dem G-ttesdienst einem vertrauten Gemeindeglied und bittet dieses: „Habe heute bei deiner eigenen Mizwa die spezifische Absicht, erst durch meinen Segen erfüllt zu sein.“ Wenn der Rabbiner nun am Pult steht und die Bracha spricht, tut er dies nicht für sich selbst, sondern als Stellvertreter für den anderen (Mozi sein). Nach dem Prinzip *Schomea Ke’one* (Hören ist wie Sprechen) ist der Segen funktional und damit legitim. Die Gemeinde hört den gewohnten Segen, der Einzelne hat seine Mizwa erfüllt, und die Ehre des Rabbiners bleibt gewahrt.

2. Der Vorrang der Menschenwürde (Kvod HaBrios)

Die zweite Meinung stützt sich auf das fundamentale jüdische Prinzip von *Kvod HaBrios* – dem Respekt vor der Würde jedes Menschen. Da die Frage, ob man nach einem versäumten Tag den Segen noch sprechen darf, im Kern eine rabbinische Diskussion ist, argumentieren einige Autoritäten, dass die Vermeidung einer öffentlichen Demütigung des Rabbiners schwerer wiegt als die Einhaltung dieses speziellen Verbots. Er würde also zählen, als wäre nichts geschehen, um den sozialen Frieden der Gemeinde nicht zu gefährden. Diese Sichtweise ist jedoch umstritten, da viele Gelehrte den „vergeblichen Segen“ (*Bracha Levatala*) als das größere Übel ansehen.

3. Die „Lerneinheit“: Die List des Avnei Nezer

Der *Avnei Nezer* schlägt eine geistreiche Eitza (Rat) vor: Der Rabbiner legt ein Buch von *Rambams Mischne Tora* auf das Pult und schlägt es genau an der Stelle auf, wo die Gesetze des Omer-Zählens stehen. Wenn die Zeit für den Segen gekommen ist, liest der Rabbiner den Text laut aus dem Buch vor. Für die Gemeinde klingt es wie das offizielle Zählen; für den Rabbiner ist es jedoch ein Akt des Tora-Studiums. Wer Tora lernt, darf den Text eines Segens jederzeit laut rezitieren, ohne eine Mizwa-Verpflichtung vorzutäuschen.

4. Der Weg der spirituellen Sehnsucht (Der Chavos Daas)

Der *Chavos Daas* schlägt eine emotionale Lösung vor. Wenn der Rabbiner eine so enorme Sehnsucht nach der Mizwa in sich entfacht, dass der Segen zu einem freiwilligen Lobpreis G-ttes wird (*Nedava*), verliert er seinen rein technischen Charakter. Durch das Studium der tiefen Kabbala und der Midraschim hinter dem Omer-Zählen verwandelt sich die Rezitation von einer „Pflicht“ in einen Akt der G-ttesnähe, der auch ohne formale Verpflichtung seine Berechtigung findet.

5. Die radikale Demut: Raw Chaim Kanievski

Raw Chaim Kanievski zt¹ vertrat eine unachgiebige Position, gestützt auf den Vers in Mischlej (21:30): „Kein Rat gilt gegen den Ewigen.“ Sein Argument: Die Halacha ist die Wahrheit, und die Wahrheit braucht keine Hintertüren. Wenn man nicht zählen darf, dann zählt man nicht. Was werden die Leute sagen? Vielleicht werden sie gerade dadurch inspiriert: „Seht, wie ehrlich unser Rabbiner ist! Er ist ein Mensch wie wir, er hat einen Fehler gemacht und er zeigt uns, wie man damit umgeht.“ Dies wäre die ultimative Lektion in Humilität (*Anavah*).

6. Die „Chinuch“-Lösung: Erziehung als goldener Ausweg

Der wohl eleganteste und von Raw Asher Weiss favorisierte Weg ist die Einbeziehung der nächsten Generation. Der Rabbiner nimmt ein Kind mit zum Pult und erklärt laut: „Ich bringe dir jetzt bei, wie man den Segen spricht.“ Er rezitiert die Bracha Wort für Wort vor, und das Kind wiederholt sie. Da die Erziehung (*Chinuch*) eine eigenständige religiöse Pflicht ist, ist der Segen des Rabbiners zu hundert Prozent legitim. Er erfüllt seine Rolle als Lehrer, wahrt sein Gesicht und bleibt gleichzeitig im Rahmen des Gesetzes.

Das Fazit: Führung durch Verletzlichkeit

Was ist die eigentliche Botschaft dieses Omer-Dilemmas? Ob der Rabbiner sich für einen klugen halachischen Ausweg entscheidet oder den Weg der radikalen Transparenz wählt – die Kernaussage bleibt: **Das Gesetz ist größer als der Gesetzeshüter.**

In einer Welt, die von einer unerbittlichen Kultur der Perfektion und „Gesichtswahrung“ geprägt ist, lehrt uns das Judentum, dass wahre Stärke darin liegt, wie wir mit unserem eigenen Versagen umgehen. Ein Rabbiner, der in einem solchen Moment der Schwäche entweder mit tiefem Respekt vor der Halacha eine diskrete Lösung findet oder mutig zu seinem Fehler steht, ist ein größeres Vorbild als jemand, der unfehlbar erscheint. Am Ende zählen wir nicht nur die Tage; wir lassen die Tage zählen, indem wir zeigen, dass Integrität mehr wert ist als eine fehlerfreie Fassade. ■



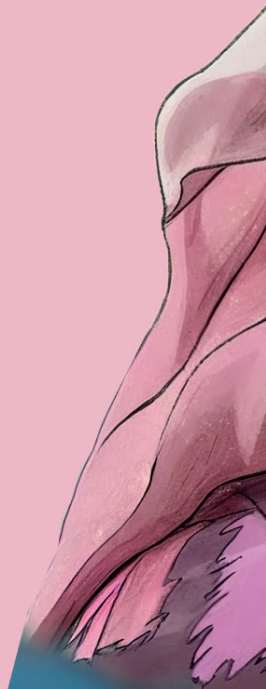


Interview mit

Hannah Arbitmann

UNSER GESPRÄCH

Vom offenen Herzen im OP-Saal bis zur tiefen Verbindung an der Kotel: Die Ärztin Hannah Arbitmann beschreibt ihren Weg von einer säkularen Kindheit hin zu einem halacha-treuen Leben. Sie berichtet eindrucksvoll, wie sie die Herausforderungen zwischen Klinikalltag, Familie und jüdischen Werten meistert. Ein Gespräch über das Wunder des Lebens und die Kraft, die aus religiöser Konsequenz und persönlicher Integrität erwächst.





////////////////////////////////////

BtJ: Hallo Frau Arbitmann, vielen Dank, dass Sie für ein Gespräch zur Verfügung stehen! Bitte erzählen Sie von sich, wie sind Sie aufgewachsen?

Hannah Arbitmann: Ich bin komplett säkular aufgewachsen, bei Eltern, die sich selbst eher als atheistisch oder allenfalls agnostisch verstanden haben. Gleichzeitig war dieses Elternhaus aber keineswegs wertefrei. Im Gegenteil: Meine Eltern waren eher im sozialdemokratischen Milieu aktiv. Das hat eine große Rolle in meinem Leben gespielt. Diese alte klassische Sozialdemokratie, wie man sie von Willy Brandt noch kannte; die Idee, dass man Verantwortung für die Menschen um sich herum trägt, für die Gesellschaft. Wir wollen unsere Gesellschaft und die Welt ein bisschen besser machen. Der Status quo ist eigentlich inakzeptabel. Es soll allen gutgehen können. Wir alle haben die Verantwortung, dazu etwas beizutragen. Es geht nicht nur um den Einzelnen, sondern auch um die Gemeinschaft.

BtJ: Welche Bedeutung haben diese Werte für Sie bisher gehabt, auch mit Blick auf Ihr Judentum?

Hannah Arbitmann: Diese Werte haben mich mein ganzes Leben begleitet. Als ich später religiös geworden bin, hatte ich nie das Gefühl, meine Werte komplett zu verändern oder auszutauschen. Vielmehr habe ich im Judentum die spirituelle Grundlage für genau diese Werte gefunden. Ein inneres „Warum“, das erklärt, warum wir Verantwortung tragen – und auch die Kraft, sie tatsächlich zu leben. Schon als Kind hatte ich sehr früh das Gefühl, dass ich nicht an „nichts“ glaube. Die Vorstellung, dass die Welt zufällig entstanden ist und nach dem Tod einfach alles vorbei sein soll, war für mich innerlich nie stimmig. Das Judentum hat mich früh fasziniert – lange bevor es Teil meines eigenen Lebens wurde. Und re-

„Als ich später religiös geworden bin, hatte ich nie das Gefühl, meine Werte komplett zu verändern oder auszutauschen. Vielmehr habe ich im Judentum die spirituelle Grundlage für genau diese Werte gefunden.“

lativ klar war für mich auch: Wenn Judentum, dann Halacha-treu. Nicht in Bruchstücken, sondern als Ganzes. Gleichzeitig war der Schritt, offen als orthodoxe Jüdin zu leben, sehr groß. Das war nichts, was mir leichtgefallen ist.

BtJ: Sie sind Ärztin. Warum haben Sie sich für ein Medizinstudium entschieden?

Hannah Arbitmann: Mit 16 hatte ich ein Berufspraktikum in der Tübinger Uniklinik gemacht. Dort durfte ich mit in den OP der Herzchirurgie. Ich habe das komplett offene Herz gesehen. Es gibt ja dieses Klischee, dass jeder Medizinstudent am Anfang Herzchirurg werden will. Das war bei mir nicht anders. Ich habe dieses unglaubliche Wunderwerk unmittelbar vor mir gesehen. Ich dachte, genau das ist es. Das war eine ganz tiefe Faszination, und diese hat mich bis heute nicht verlassen. Dieses Gefühl von Heiligkeit, wenn man den menschlichen Körper sieht. Dieses Wunder, dass das funktioniert.

BtJ: Welche Entwicklung haben Sie während des Studiums und im Beruf genommen?

Hannah Arbitmann: Ich habe in Tübingen studiert, und dort lag mein Fokus zunächst stark auf der Medizin. Ich habe mich der Medizin ganz hingegeben. Es gibt diese Illusion, dass man als ein im medizinischen Bereich Tätiger, egal ob als Arzt oder Schwester, dass wir diejenigen sind, die jetzt entscheiden, ob jemand gesund wird oder nicht. Es ist viel zu viel Verantwortung. Es ist aber auch zu viel Hochmut. Natürlich haben wir es nicht in der Hand, was am Schluss passiert. Selbst wenn man es nur rational betrachtet, sind es so viele Faktoren, die man selbst nicht beeinflussen kann. Spirituell gesehen ist es immer Haschem, der entscheidet, was passieren wird. Der schon längst entschieden hat, was aus jemandem wird.

BtJ: Sind Sie zufrieden mit Ihrer Wahl des Studiums? Welche Aspekte haben Sie geprägt?

Hannah Arbitmann: Ja, ich bin sehr froh mit der Wahl – auch wenn das Studium für mich wirklich hart war. Das Studium hat unglaublich viel Energie gefordert, körperlich wie mental. Das Judentum wurde zweitrangig. Gleichzeitig habe ich gelernt, etwas zu machen, auch wenn es nicht leichtfällt. Diese Erfahrung, dranzubleiben, auch wenn man an seine Grenzen kommt, hat mich sehr geprägt. Prägend war für mich auch ein Auslandssemester in Brasilien, vor allem in der Geburtshilfe. Dort habe ich viel praktisch gearbeitet und gleichzeitig festgestellt, dass mein eigenes Familienbild eher konservativ ist und wenig mit moderner Dating-Kultur zu tun hat.

BtJ: Am Ende des Studiums sind Sie nach Israel gereist.

Hannah Arbitmann: Ja, ich bin für sechs Wochen nach Israel gereist, ohne einen großen Plan zu haben. Eigentlich bin ich dort hin gegangen, um innerlich mit dem Thema Judentum abzuschließen. Aber als ich an der Kotel stand, konnte ich nicht mehr weg.

Ich wusste in meinem Herzen immer schon, dass ich jüdisch leben möchte. Aber ich wusste nicht, ob ich das alles schaffen würde. An der Kotel habe ich so eine starke Verbindung gespürt und mir gesagt – ich schaffe das.

BtJ: Wie ging es danach weiter?

„Wenn man von Anfang an offen kommuniziert und zu seinen Werten steht, ist viel mehr möglich, als man denkt. Für mich war das eine wichtige Erkenntnis: Man muss sich nicht zwischen Judentum und Arzt-Sein entscheiden.“

Hannah Arbitmann: Ich habe eine Assistenzstelle gesucht. Es war mir fast egal, wohin ich gehe – aber es musste dort eine jüdische Gemeinde geben. Ich wollte Kontakt zu einer Gemeinde haben und schauen, ob es für mich einen Weg gibt. So bin ich in Essen gelandet. Dort habe ich auch eine Frau kennengelernt, die selbst Baalat Teschuwa war, sowie den damaligen Gemeindevorsitzenden und Vorbeter Hans Byron, der dann auch begonnen hat, mich zu unterrichten. Zum ersten Mal habe ich Menschen erlebt, die Judentum nicht nur theoretisch kannten, sondern tatsächlich praktizierten. So oft ich konnte bin ich zum Schabbat gegangen – was für mich als Assistenzärztin mit 24-Stunden-Diensten eine große Herausforderung war. Und obwohl es in Essen toll war, habe ich ge-

dacht, ich brauche den nächsten Schritt. Ich hatte das Gefühl, ich brauche eine größere, aktive Gemeinde mit mehr jungen Leuten.

BtJ: So kamen Sie nach Frankfurt am Main.

Hannah Arbitmann: Ja. Frankfurt kannte ich bereits durch Jewish Experience und durch die Drei-Rabbiner-Seminare des BtJ. Diese Seminare waren für mich ein Wendepunkt. Zum ersten Mal habe ich Menschen in meinem Alter erlebt – Frauen, die religiös leben und gleichzeitig beruflich aktiv sind. Tora im Derech Eretz, nicht als Theorie, sondern als gelebte Realität. Diese Erfahrungen haben mir gezeigt: Ich kann das schaffen. Ein Leben nach der Halacha ist möglich. In diesem Zusammenhang habe ich auch meinen Mann kennengelernt, auf dem Rückweg von einem BtJ-Grand-Schabbaton in Radebeul. Wir haben intensiv über das diskutiert, was wir dort gehört und gelernt hatten. Wir waren nicht immer einer Meinung, aber unsere Basis war dieselbe.

BtJ: Welche Herausforderungen haben Sie als jüdische Ärztin im Klinikalltag erlebt?

Hannah Arbitmann: Am Anfang, in meiner Zeit in Essen, war ich noch nicht konsequent. Die Assistenzzeit hat viel Raum eingenommen, und der eigene Weg musste sich erst finden. Irgendwann kam der Punkt, an dem für mich klar war: Das Judentum ist mein Weg, und ich kann und möchte es auch wirklich leben. Als ich nach Frankfurt gegangen bin, habe ich von Anfang an gesagt: Das geht bei mir nur sechs Tage die Woche. Diese Klarheit hat vieles erleichtert, auch wenn es nie einfach war. Und es bleibt kompliziert, besonders im Schichtdienst. Vor Feiertagen war immer dieses Zittern: Geht es dieses Mal gut? Gleichzeitig habe ich die Erfahrung gemacht, dass Konsequenz respektiert wird.

Wenn man von Anfang an offen kommuniziert und zu seinen Werten steht, ist viel mehr möglich, als man denkt. Für mich war das eine wichtige Erkenntnis: Man muss sich nicht zwischen Judentum und Arzt-Sein entscheiden. Es ist nicht leicht, beides miteinander zu vereinbaren – aber es geht.

BtJ: Wie sind Sie dazu gekommen, über Frauengesundheit aktiv auch im jüdischen Rahmen zu sprechen?

Hannah Arbitmann: Im Laufe der Zeit habe ich gemerkt, dass mir das Lehren liegt. Ich habe MFA-Unterricht gegeben und später begonnen, Vorträge und Workshops zu halten, unter anderem im Rahmen von Frauenseminaren, bei BtJ-Veranstaltungen, bei der ZWST und in anderen jüdischen Bildungsformaten. Wissen weiterzugeben, besonders im Bereich Frauengesundheit, empfinde ich als wichtigen Teil meiner ärztlichen Verantwortung. Es gibt diese Momente im Beruf, in denen man merkt: Für diesen einen Patienten, für dieses eine Gespräch, hat sich alles gelohnt. Diese Erfahrung empfinde ich als großes Geschenk.

BtJ: Wie ging es mit Ihrer Familie weiter?

Hannah Arbitmann: Wir haben drei Jahre auf unser erstes Kind gewartet. Das war eine sehr prägende Zeit. Kinder zu bekommen, wenn man den Facharzt bereits abgeschlossen hat, ist eher untypisch. Viele sagen: Erst die Kinder, dann die Karriere. Oder umgekehrt: Wenn man noch weiter in der Karriere vorangekommen ist, sollen erst die Kinder kommen. Aber nicht jeder hat dieses Timing. Das Leben hält sich nicht an Pläne. Deshalb sage ich jungen Menschen: Seid vielseitig. Habt viele Fähigkeiten, viele Standbeine. Ihr wisst nicht, was in welcher Lebensphase und in welchem Alter möglich sein wird.

BtJ: Wie sieht Ihr Schabbat heute aus?

Hannah Arbitmann: Erev Schabbat ist bei uns oft sehr hektisch. Ich liebe es, Gäste zu haben, aber das hängt auch davon ab, wie unser tägliches Leben gerade läuft. Wir haben drei Kinder: zwei Mädchen, fünf und drei Jahre alt, und ein kleines Baby. Die Kinder genießen Schabbat sehr, weil beide Elternteile zu Hause sind. Mein Mann geht morgens in die Synagoge, und danach sind wir bewusst für die Kinder da. Wir spielen zusammen, erzählen Geschichten und sprechen über die Parascha. Unter der Woche gibt es dafür oft wenig Zeit. Umso kostbarer ist dieser Raum.

BtJ: Welche Rolle spielt Ihr Judentum aktuell sonst in Ihrem Leben?

Hannah Arbitman: Meine Welt ist klein. Ich bewege mich gerade viel unter Kindern und in der Familie. Aber was ich weiterhin zu schätzen weiß, ist diese Klarheit, die einem das Judentum gibt. Da gibt mir das Judentum weiterhin den Rahmen und viel Hilfe, um diszipliniert zu bleiben. Natürlich sind das die Werte, die ich meinen Kindern vermitteln will. Dass es Werte gibt, dass wir alle füreinander verantwortlich sind, und dass wir immer wieder versuchen sollen, alles ein bisschen besser zu machen in der Welt.

BtJ: Was braucht es, damit das alles funktioniert: Familie, Beruf, innere Erfüllung?

Hannah Arbitmann: Das geht nur mit einem aktiven Partner. Nicht unbedingt mit exakt den gleichen Aufgaben, aber mit gemeinsamer Verantwortung. Es ist nicht mein Problem – es ist unser Problem. Manchmal bedeutet das auch, sich bewusst gegen etwas zu entscheiden: ein Meeting auslassen oder nicht zu Schacharit gehen, wenn die Kinder krank sind. Als Mutter habe ich mich selten so getragen gefühlt wie im orthodoxen Judentum. Es ist in Ordnung, dass ich nicht alle zeitgebundenen Mitzwot erfülle. Mein Mann trägt das mit.

BtJ: Zum Abschluss: Was möchten Sie anderen mitgeben?

Hannah Arbitmann: Körperliche und seelische Gesundheit sind enorm wichtig. Das merkt man oft erst, wenn man an Grenzen stößt. Man muss Zeit und Kraft investieren – und immer wieder neu herausfinden, was man gerade braucht. Und ganz grundsätzlich: Träume dürfen groß sein. Aber der Anspruch an Perfektion darf klein sein. Vieles kommt anders, als man es plant. Das ist kein Scheitern, sondern Teil des Lebens. Wichtig ist, offen zu bleiben, sich nicht permanent mit anderen zu vergleichen und sich selbst anzuerkennen für das, was man schafft – gerade in komplexen Lebensphasen. ■

„Träume dürfen groß sein. Aber der Anspruch an Perfektion darf klein sein. Vieles kommt anders, als man es plant. Das ist kein Scheitern, sondern Teil des Lebens. Wichtig ist, offen zu bleiben, sich nicht permanent mit anderen zu vergleichen und sich selbst anzuerkennen für das, was man schafft – gerade in komplexen Lebensphasen.“



DIE SYNAGOGEN- GEMEINDE zu Magdeburg K.d.ö.R.

UNSERE MITGLIEDER

In dieser Rubrik stellen sich Jüdische Gemeinden vor, die Mitglieder des BtJ sind. Dieses Mal steht die Synagogen-Gemeinde Magdeburg im Zentrum. Die Vorstandsvorsitzende Inessa Myslitska, zugleich Vorsitzende des Landesverbandes Jüdischer Gemeinden Sachsen-Anhalt, erzählt über das jüdische Leben in Magdeburg von den Anfängen bis zur Schreckensherrschaft des Nationalsozialismus und über das neue Erwachen in den Nachwendejahren bis zur Gegenwart.

Grundstein für neue Synagoge gelegt



Die Synagogen-Gemeinde zu Magdeburg K.d.ö.R.

Die vergangenen drei Jahre seit der Wahl einer neuen Repräsentantenversammlung waren für unsere Synagogen-Gemeinde zu Magdeburg eine bewegte, aber auch sehr wertvolle Zeit. Mit viel Herz, Engagement und gegenseitiger Unterstützung ist unsere Gemeinde näher zusammengerückt. Ich bin unseren Gemeindemitgliedern für das Vertrauen, die Offenheit und für die vielen kleinen und großen Beiträge dankbar, die unser Gemeindeleben lebendig und offener gestalten – durch neue Ideen, innovative Impulse und klare Zukunftsvisionen.

Jüdisches Leben in Magdeburg, ein Rückblick

In Magdeburg gab es mindestens seit **Ottonischen Zeiten eine jüdische Gemeinde**, erstmals urkundlich erwähnt im Jahre 965. Mehr als 500 Jahre lang bestand die jüdische Gemeinschaft vor den Toren Magdeburgs mit vielfältigen, wechselseitigen Beziehungen zur Stadt selbst. Im Laufe der Jahrhunderte jedoch kam es immer wieder zu Ausschreitungen gegen Juden inklusive Mordanschlägen, Brandschatzungen, Verwüstungen und Plünderungen jüdischen Eigentums. So auch 1213 während der Belagerung Magdeburgs durch Truppen von Kaiser Otto IV. und ab 1349, als die Pest Magdeburg erreichte. Im Jahr 1493 verfügte Erzbischof Ernst die Vertreibung aller Juden. Seit dieser Vertreibung war es Juden – bis auf wenige Ausnahmen – verboten, sich in Magdeburg niederzulassen.

Erst im 19. Jahrhundert, während der Zugehörigkeit Magdeburgs zum Napoleonischen Königreich Westfalen (1807-1813) wurde dieses Verbot aufgehoben und den Juden die freie Ausübung ihrer Gottesdienste erlaubt sowie für ihre gesellschaftliche Integration Sorge getragen. So entwickelte sich die jüdische Gemeinde zu einem lebendigen Teil der Stadtgesellschaft. Die Einweihung der großen Synagoge im Jahr 1851 war Ausdruck von Selbstbewusstsein, Glauben und Zugehörigkeit. Dieses Haus stand für ein blühendes religiöses und kulturelles Gemeindeleben für ca. 2500 Jüdinnen und Juden in der Stadt Magdeburg – bis 1938.

Die Zerstörung dieser Welt durch den Nationalsozialismus markiert den dunkelsten Abschnitt auch in unserer Geschichte. Die Pogromnacht von 1938, die barbarische Zertrümmerung und Sprengung der Synagoge sowie die Verfolgung und Ermordung unserer Gemeindemitglieder haben eine tiefe Wunde hinterlassen. Dieses Leid in Erinnerung zu halten, ist für unsere Gemeinde eine bleibende Verpflichtung.

Der 1999 gegründete Förderverein „Neue Synagoge“ e. V., dem wir viele Initiativen und Unterstützung, gerade auch im Hinblick auf den Bau der neuen Synagoge, verdanken, hatte es sich zu Aufgabe gemacht, für die mehr als 1.500 Magdeburger Jüdinnen und Juden, die Hitlers Rassenwahn zum Opfer gefallen waren, einen Erinnerungsort zu schaffen. Dank der jahrelangen Recherche des Vereins und seiner kontinuierlichen Kontaktpflege zu Nachkommen ehemaliger Gemeindemitglieder, die sich hatten retten können, konnten wir in unserem neuen Gemeindehaus eine dauerhaft laufende digitale Gedenktafel mit den Namen der in der Schoa ermordeten Magdeburger Jüdinnen und Juden installieren, um ihr Andenken zu bewahren und ihre Namen vor dem Vergessen zu schützen.

Der Neuanfang

Der kurze Rückblick auf die Geschichte zeigt, dass jüdisches Leben seit über tausend Jahren zu Magdeburg gehört. Diese tiefe Verwurzelung erfüllt mich mit Respekt und Dankbarkeit gegenüber all den Generationen, die unser Judentum weitergetragen und geprägt haben. Insbesondere auch jenen gegenüber, die nach 1945 den Mut aufbrachten und einen Neuanfang wagten.

Im Jahr 1946 wurde unsere Gemeinde unter schwierigsten Bedingungen und mit nur wenigen Mitgliedern neu gegründet. Das jüdische Leben in Magdeburg niemals ganz erloschen ist, verdanken wir ihrer stillen Beharrlichkeit und ihrer Hoffnung auf eine Zukunft in Deutschland, auch wenn diese nicht immer gesichert erschien.

Dennoch stand das jüdische Leben in Magdeburg im Jahr 1989 erneut kurz vor dem Aus. Die Synagogengemeinde in der Gröperstraße 1a zählte zu diesem Zeitpunkt nur noch fünf Mitglieder. Erst nach 1990 erlebte unsere Gemeinde





*Das jüdisches Leben
in Magdeburg
niemals ganz
erloschen ist,
verdanken wir ihrer
stillen Beharrlich-
keit und ihrer
Hoffnung auf eine
Zukunft in
Deutschland, auch
wenn diese nicht
immer gesichert
erschien.*

durch die Zuwanderung jüdischer Menschen aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion einen neuen Aufschwung. Mit ihnen kamen andere Traditionen, Sprachen und Lebenswege nach Magdeburg. Diese Vielfalt prägt unser Gemeindeleben bis heute und stellt eine neue Herausforderung dar, der wir uns mit großer Bescheidenheit, aber auch mit Zuversicht stellen.

Diese Zeit des Aufbruchs und der Stabilisierung schildert ausführlich und fundiert eine im Dezember 2025 herausgegebene Broschüre mit dem Titel „Nach dem Ankommen. Jüdische Gemeinschaft im Wandel (1994–2024) in Magdeburg“, die sich dem ehrenamtlichen und außerordentlich engagierten Einsatz eines Gemeindemitglieds sowie der Unterstützung der Staatskanzlei Sachsen-Anhalt verdankt.

Anschaulich wird beschrieben, wie sich aus einer stillen, lange kaum wahrnehmbaren Präsenz eine offene und engagierte Gemeinschaft entwickelt hat, die das städtische Leben aktiv mitgestaltet, den Dialog sucht und ihr religiöses wie kulturelles Erbe mit großer Sorgfalt bewahrt. Das alles war nur dadurch möglich, dass die Gemeindemitglieder trotz ihrer unterschiedlichen Biografien zu einer Einheit geworden sind, zu einer Familie mit alltäglichen Sorgen und Problemen, mit einem starken Gefühl der Zugehörigkeit zur jüdischen Identität und mit

dem Bedürfnis, füreinander da zu sein und Verantwortung füreinander zu übernehmen. In diesem Zusammenhalt liegt die eigentliche Stärke der Gemeinschaft: im gegenseitigen Vertrauen, im offenen Austausch zwischen den Generationen und im gemeinsamen Willen, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft miteinander zu verbinden.

Die neue Synagoge

Die Fertigstellung der neuen Synagoge in Magdeburg im Herbst 2023 war ein herausragendes, lang ersehntes Ereignis – für uns Mitglieder der jüdischen Gemeinde, doch ebenso für die vielen Unterstützerinnen und Unterstützer des Bauvorhabens im Förderverein „Neue Synagoge“ e.V. sowie für die zahlreichen Spender und Mitwirkenden, die durch ihr Engagement auf der Landesebene Sachsen-Anhalt und in der Stadt Magdeburg maßgeblich zum Gelingen dieses Projekts beigetragen haben.

Unsere tiefe Dankbarkeit für die Fertigstellung unseres G'tteshauses gilt insbesondere unserem langjährigen Vorstandsvorsitzenden, Herrn Vadim Laiter s. A., der sich gemeinsam mit dem im Jahr 2012 gewählten Vorstand den Bau einer neuen Synagoge in Magdeburg zum Lebensziel gemacht hatte und alles Mögliche – und bisweilen auch Unmögliche – in die Wege leitete, um diese Vision zu verwirklichen. Der erste Spatenstich war der letzte Moment, den er selbst noch miterleben konnte; den Abschluss dieses Projekts hat er leider nicht mehr erlebt. Sein Einsatz, seine Vision und seine Leidenschaft leben jedoch in der neuen Synagoge weiter und bleiben für uns unvergessen.

Mit der großen finanziellen und geistigen Unterstützung des Fördervereins „Neue Synagoge“ e.V., der Stadt Magdeburg sowie der Landesregierung Sachsen-Anhalt unter seinem Ministerpräsidenten a. D. Dr. Reiner Haseloff konnte dieses

*„Mein Haus
wird ein Haus
des Gebets für
alle Völker
genannt
werden“*



Projekt unweit des Standorts der alten Synagoge zum erfolgreichen Abschluss gebracht werden.

Nach Jahrzehnten des Wartens verfügen wir nun wieder über ein eigenes G-tteshaus – einen Ort des Gebets und der Begegnung. „Mein Haus wird ein Haus des Gebets für alle Völker genannt werden“ steht in hebräischer Schrift auf der Fassade und lädt alle Menschen ein, diesen Ort des Respekts und des Dialogs zu betreten. Die Synagoge ist nicht nur ein spirituelles Zentrum der jüdischen Gemeinde, sondern auch ein sichtbares Zeichen für Vielfalt und eine gemeinsame Zukunft in unserer Stadt.

Der festliche Einzug der Thorarollen sowie der erste G-ttesdienst fanden am 8. Dezember 2023 statt, gefolgt von der feierlichen Eröffnung am 10. Dezember mit Gästen aus Politik, Gesellschaft und Religionsgemeinschaften.

Das Gebäudeensemble umfasst den Synagogenraum mit 120 Plätzen, das zentrale Foyer, die Mikwe (einziges Ritualbad in Sachsen-Anhalt), den Kiddusch-Raum für 90 Personen sowie das Gemeindehaus mit sieben Büroräumen. Der Architekt Wolfgang Sattler bezeichnete die neue Synagoge als dezent und zurückhaltend. Trotz notwendiger Sicherheitsmaßnahmen sei in den Neubau ein Gefühl von Leichtigkeit, Offenheit und Licht eingebracht worden.

Neues Leben im neuen G-tteshaus

Mit dem Umzug in die neue Synagoge hat sich unser religiöses Leben neu etabliert und weiterentwickelt. Wir haben keine Sorge um unseren Minjan, da sich regelmäßig deutlich mehr als zehn Männer zu den G-ttesdiensten versammeln. Zurzeit sind in unserer Gemeinde, die inzwischen 380 Mitglieder zählt, zwei Rabbiner tätig, die das Gemeindeleben religiös, geistlich und pädagogisch begleiten.

Neben den wöchentlichen G-ttesdiensten bieten wir Tora- und Mischna-Kurse für Erwachsene an, Hebräisch-Unterricht für Kinder und Erwachsene, Vorbereitung zur Bar- und Bat-Mizwa. Einmal im Monat findet in der Sonntagsschule ein Unterricht zur jüdischen Geschichte statt.



Wie in jeder jüdischen Familie – so auch in unserer Gemeinde – tragen wir große Sorgen um unsere Kinder. Welche Zukunft erwartet sie in Deutschland? Diese Frage begleitet uns täglich. Gleichzeitig fragen wir uns: Wie können wir ihre jüdische Identität stärken und sie vor dem wachsenden Antisemitismus schützen, der unsere Gesellschaft durchzieht?

Seit vielen Jahren schaffen wir für Kinder und junge Erwachsene Räume voller Wärme, Gemeinschaft und jüdischer Tradition. Wir feiern gemeinsam unsere Feste, backen regelmäßig Challot für Schabbat und Hamantaschen zu Purim und gestalten unsere Chanukka-Programme. So erfüllen wir mit Freude und Stolz jüdisches Leben. Am letzten Mitzwa Day haben wir viel Zeit mit unseren Senioren verbracht und mit ihnen Spiele gespielt – ein Moment, der Generationen verbindet und unseren Kindern Halt, Sicherheit und Zugehörigkeit schenkt.

Einmal im Jahr verbringen unsere Kinder eine Ferienwoche – an der Ostsee oder an einem stillen Ort unserer Region. Sieben Tage ohne Eltern mit zwei lieben Jugendleiterinnen, die sie seit ihrem Babyalter kennen, angereichert mit einem vielseitigen, interessanten Programm.

Unsere Kinder lieben die Fahrten nach Leipzig zu den Begegnungen und Schiurim mit dem Landesrabbiner von Sachsen, Zsolt Balla. Ein besonderes Highlight war der Offene Schabbat in Halberstadt mit drei Rabbinern und vielen Freunden aus den umliegenden Gemeinden. Ein herzliches Dankeschön an den BtJ für die großzügige finanzielle und geistige Unterstützung!

Die Day Camps in den Winterferien, an denen auch Jugendliche der Jüdischen Gemeinden Halle und Dessau teilnehmen, sind uns sehr wichtig. Bei Führungen mit unserem Gemeinderabbiner Mendel Itkin entdecken die Jugendlichen Geschichte und Gegenwart. Neben vielen kreativen Aktivitäten gehört auch eine Exkursion zur ältesten Schokoladenfabrik Deutschlands, Halloren, fest zum Ferienprogramm.



Treffen der Jugendlichen in der Synagoge mit Ministerpräsidenten Dr. Haseloff am 22.12.2025

●●●
*In diesen
gemeinsamen
Momenten
– ob beim
Lernen
und Beten,
beim
Singen
und
Spielen
– vertieft
sich und
wächst
Vertrauen.*

Unsere Kinder und Jugendlichen nehmen mit großer Freude an zahlreichen Veranstaltungen und Machanot des Zentralrates, der ZWST und des BtJ teil. Sie engagieren sich aktiv bei Jugendkongressen, der Jewrovision, beim Jewish-Quiz und bei Taglit.

In diesen gemeinsamen Stunden – ob beim Lernen und Beten, beim Singen und Spielen oder beim kreativen Gestalten – vertieft sich und wächst Vertrauen. Dort, wo sie sich verstanden und willkommen fühlen, entstehen Freundschaften und ein Gefühl der Zugehörigkeit. Aus dieser Verbundenheit schöpfen unsere Kinder Kraft – und wir Hoffnung für ihre Zukunft.

Dank der wertvollen Zusammenarbeit mit OFEK und RIAS konnten wir unseren Kindern zudem Gespräche mit Expertinnen und Experten ermöglichen: darüber, wie sie sich vor Antisemitismus schützen, selbstbewusst auftreten und innerlich stark bleiben können.

Die Sozialarbeit ist ein tragender Bestandteil unserer Gemeindestruktur. Vier hauptamtliche Mitarbeitende sowie zahlreiche ehrenamtliche Helferinnen und Helfer engagieren sich mit großem Einsatz bei der Betreuung unserer älteren Generation und der Unterstützung der Flüchtlinge, die infolge des Krieges in der Ukraine in Magdeburg Zuflucht gefunden haben.

Die Arbeit mit Holocaust-Überlebenden im Treffpunkt „Hatikwa“ ist uns ein besonderes Anliegen, das wir seit 11 Jahren in Kooperation mit der ZWST und der Claims Conference in unserer Gemeinde umsetzen.

Jeden Dienstag wird eine Gruppe von bis zu 20 Teilnehmenden von zwei Pädagoginnen begleitet. Der Tag beginnt mit Frühsport, gefolgt von einem vielfältigen kreativen Programm, das Malen, Flechten oder die Gestaltung von Collagen umfasst. Zusätzlich werden die Teilnehmenden von Psychologinnen, Rehabilitationspsychologinnen und Ärztinnen zu verschiedenen Themen informiert und betreut. Geburtstagsnachmittage, Konzerte, Filmvorführungen und kleine Ausflüge runden das Angebot ab. Eine leckere koschere Mahlzeit wird dabei stets mit großer Dankbarkeit angenommen.

Unser Seniorenclub sowie der Frauenverein „Golda“ bereichern das Leben unserer Seniorinnen und Senioren auf vielfältige Weise. Mit kreativen, musikalischen und handwerklichen Angeboten sorgen sie kontinuierlich für anregende Freizeitgestaltung und lebendige Unterhaltung. Im Dezember 2025 wurde in der Gemeinde ein zweiter Frauenverein für junge Erwachsene gegründet, der sich mit der Rolle der jüdischen Frau in der Familie und in der Gesellschaft in der modernen Welt auf innovative Weise auseinandersetzt.

Unsere Synagoge ist zu einem Ort der Begegnung geworden. In den vergangenen 2,5 Jahren haben uns fast 5000 Menschen besucht. Das Interesse der Stadtgesellschaft am Judentum ist groß, und unsere Türen stehen allen offen – trotz des permanenten Polizeischutzes. Dies ist unser Beitrag im Kampf gegen Antisemitismus: durch Transparenz und die Bereitschaft zu zeigen, wie friedlich und wertvoll unsere Religion und unsere Traditionen sind und wie sich die Menschen in unserer Gemeinde engagieren.

Wir sind davon überzeugt: Je mehr Menschen ein authentisches Bild von unserem Gotteshaus erhalten und den Erklärungen unserer Rabbiner und Synagogenführerinnen und -führer folgen, desto fundierter und reflektierter können sie sich mit dem Judentum auseinandersetzen – bei manchen können so Vorurteile abgebaut werden.

Wir pflegen enge Kontakte zu städtischen, landesweiten und zivilgesellschaftlichen Partnern, erweitern unsere Netzwerke und fördern neue Kooperationen. Wir beteiligen uns sehr aktiv am religiösen und interkulturellen Dialog in unserer Stadt. Ziel ist es, das jüdische Leben sichtbar zu machen – mit klar strukturierter Öffentlichkeitsarbeit.

Wir haben umfassende Pläne und viele kreative Ideen, um unser jüdisches Leben noch lebendiger zu gestalten und gleichzeitig unseren jüdischen Traditionen treu zu bleiben – besonders für unsere jungen Gemeindemitglieder.



Ich habe viele Träume und Wünsche.

Ein Wunsch ist, dass Kinder und Jugendliche zu einem festen Bestandteil unseres Minjan werden, dass ihre Stimmen in Gebeten und Gesang hörbar sind, dass unsere Gemeinde noch lange Zeit bestehen bleibt und unsere Türen während des gesamten Schabbats offenstehen können für die Gemeindemitglieder und Menschen, die zu uns kommen möchten, ohne Polizeiwache gegenüber. ■



Von Rabbi Yehuda Aharon Horovitz M.A.*
Aruch Laner Institute

UNSERE GESCHICHTE

Würzburg – das Tora-Zentrum Bayerns



*Gebäude der ehem. Israelitischen Lehrerbildungsanstalt mit originale
Portal und Gedenktafel für Rabbiner Seligmann Bär Bamberger*

© Copyright Haus der Bayerischen Geschichte / Foto: Patrick Charell

Wann genau sich in Würzburg erstmals eine jüdische Gemeinde gründete, ist nirgendwo festgehalten und also nicht bekannt. Festgehalten und bekannt wurde jedoch, dass es in Würzburg im Jahr 1147 zu Ausschreitungen gegen die jüdische Bevölkerung kam. Auslöser war eine Blutlüge, bei der die Juden bezichtigt wurden, ein christliches Kind gekreuzigt zu haben. Laut dem Forscher Israel Yuval handelt es sich hierbei um den ersten dokumentierten Fall einer Blutlüge in der Ge-

schichte. Gleichwohl wurde Würzburg für einen gewissen Zeitraum zum wichtigsten Tora-Zentrum Deutschlands. Einige der größten Tora-Gelehrten lernten und lehrten hier, darunter: **Rabbi Joel Halevi**, der Schwiegersohn des Rawan; dessen Sohn **Rabbi Elieser Halevi** (der Rawia); Rabbi Isaak ben Moses, der Or

Rabbiner Horovitz, dem unser Gemeindemagazin bereits mehrere Beiträge über bedeutende Tora-Zentren in Deutschland verdankt, richtet in dieser Ausgabe sein Augenmerk auf Würzburg: Die in der fränkischen Region im Norden Bayerns gelegene Stadt entwickelte sich im Mittelalter unter namhaften Rabbinern und Tora-Gelehrten zu einem der wichtigsten Zentren jüdischen Lernens und Lehrens, und das weit über Würzburg hinaus. Die Chronik verzeichnet in den darauffolgenden Jahrhunderten eine Reihe herausragender Rabbiner, die sich dieser Tradition verpflichtet sahen, indem sie sie bewahrten und weiterführten.

Die Tosafisten

Sarua aus Wien; sowie dessen Schüler **Rabbi Meir ben Baruch**, **Rabbi Mordechai ben Hillel** (Autor des Mordechai), **Rabbi Elieser ben Rabbi Mosche Haddarschan**, **Rabbi Jehuda ben Mosche Hakohen** und **Rabbi Jonathan ben Isaak**. **Prof. Simcha Emanuel** zufolge lebte zu dieser Zeit etwa die Hälfte der Tora-Gelehrten Deutschlands in Würz-

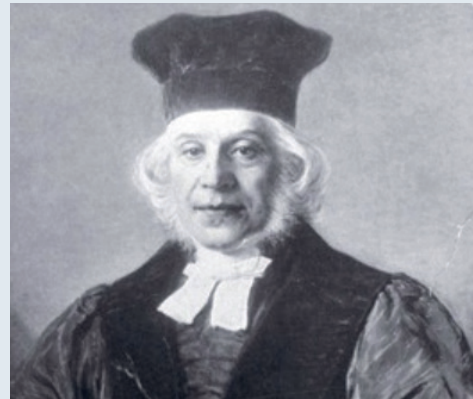
burg. Auch der **Maharam von Rothenburg** studierte in Würzburg und nutzte die örtlichen Minhagim als eine halachische Quelle. Somit kann man sagen, dass Würzburg unter den aschkenasischen Gemeinden eine Vorrangstellung einnahm und darin die SchUM- Gemeinden und Regensburg ablöste, aus denen im Zuge der Judenverfolgungen im Rheinland Ende des 11. Jahrhunderts viele nach Würzburg geflohen waren.



MAHARAM MINZ

Vor fast 40 Jahren stieß man bei Abrissarbeiten eines Gebäudes im Würzburger Stadtteil Pleich auf insgesamt 1435 jüdische Grabsteine aus dem Mittelalter, die im Mauerwerk verbaut waren. **Prof. Rami Reiner** gehörte zu dem Projektteam, das in langer, mühevoller Arbeit die Grabsteine dokumentierte, aus denen wir viel erfahren können über Würzburg als Zentrum der Tora im Geist der Chasside Aschkenas für etwa 200 Jahre bis zur Zerstörung der Gemeinde während der Pest im Jahr 1349. Um nicht in die Hände der aufgewiegelten Randalierer zu fallen, setzten die Juden damals ihre Häuser in Brand. Bei dem Pogrom kam die gesamte Gemeinde ums Leben. Nach einigen Jahrzehnten kam es zum Wiederaufbau der Gemeinde, und Mitte des 15. Jahrhunderts erhielt sie einen Schutzbrief, der zu ihrem erneuten Aufblühen beitrug. In dieser Zeit wirkte der Maharam Minz (**Rabbi Moses ben Jizchak Halevi**, 1415–1480) als Rabbiner der Stadt und lehrte Tora in seiner Jeschiwa. In der Literatur der Poskim – von der Zeit der Rischonim bis zu den Acharonim – wurde eine ganze Debatte darüber geführt, wie der Name der Stadt Würzburg in jüdischen Scheidebriefen korrekt geschrieben

Grab von Rabbiner Abraham Bing in Hochberg



Rabbiner Natham Adler

wird.

RABBI ABRAHAM BING

Im Jahr 1567 wurden die Juden erneut aus Würzburg vertrieben. Erst um 1800 ließen sich wieder Juden in Würzburg nieder. Im Jahr 1813 erhielt der Oberrabbiner der Region, **Rabbi Abraham Bing** (1752–1841), eine Aufenthaltsgenehmigung für Würzburg. Er zog aus dem nahegelegenen Heidingsfeld dorthin. Unter seiner Führung und Lehrtätigkeit in der Jeschiwa erblühte die Gemeinde. Er war einer der bedeutendsten Absolventen der Frankfurter Jeschiwa von **Rabbi Nathan Adler** (zusammen mit dem Chatam Sofer). Zu seinen Schülern in Würzburg gehörten einige der größten Tora-Gelehrten des 19. Jahrhunderts, die als Verfechter der Orthodoxie in der ganzen Welt, so in Europa, Amerika und Israel, wirkten: der **Aruch Laner (Rabbi Jakob Ettlinger)**, der die Entscheidungen und Chiduschim seines Rabbiners in seinen Büchern aufnahm, so-

wie Chacham Isaac Bernays in Hamburg, **Rabbi Elieser Bergmann** und **Rabbi Josef Schwarz**, Autor von Tewuot Ha'arez, die beide nach Jerusalem auswanderten. Weitere Schüler waren **Rabbi Nathan Marcus Adler**, der Oberrabbiner von England wurde, **Rabbi Abraham Rice**, der erste orthodoxe Rabbiner in Amerika, und viele andere. Rabbi Bings Glossen zum Schulchan Aruch wurden von der Familie des Enkels von **Raw Bamberger** unter dem Namen Sichron Aw-

raham veröffentlicht. (Meine eigene umfassende Biografie über Raw Bing erschien im Jeshurun-Jahrbuch 8, 2001.)

„DER WÜRZBURGER RAW“

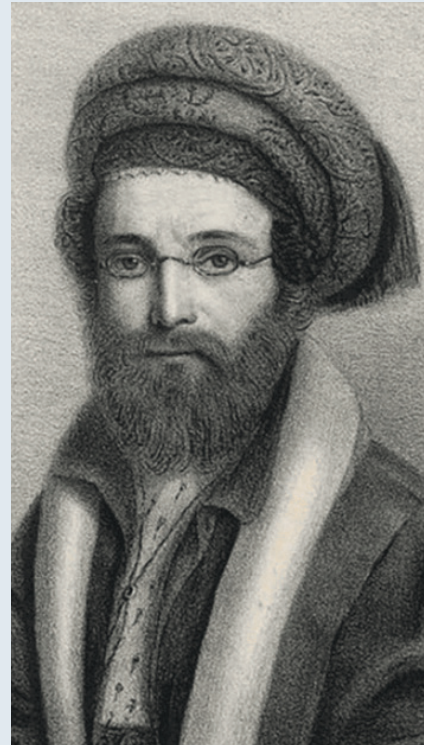
Am Ende seines Lebens beabsichtigte Rabbi Bing, Rabbi Isaak Dow Bamberger (1807–1878), auch bekannt als Seligmann **Bär Bamberger** und Schüler der Fürther Jeschiwa, als seinen Nachfolger einzusetzen. Dies missfiel den liberalen Juden, die versuchten, die Kontrolle über die Gemeinde zu übernehmen. Rabbi Bamberger wurde jedoch von **Rabbi Mendel Rosenbaum**, dem einflussreichen Zaddik von Zell am Main, in einer vermittelnden Rolle unterstützt. Der Kampf zwischen Ortho-



Rabbiner Mendel Rosenbaum aus Zell

doxen und Liberalen währte fast zwei Jahre, doch letztlich zeitigten Rosenbaums Bemühungen Erfolg und Bamberger wurde 1840 zum Rabbi gewählt. Als **Rabbi Bing** etwa ein Jahr später starb, war Rabbi Bamberger bereits ein leuchtender Stern am Himmel des deutschen Judentums. Sein Aufstieg zum Rabbinat von Würzburg war ein Wendepunkt in der Geschichte der süddeutschen Juden und markierte den Beginn einer neuen Ära. Als er in die Stadt kam, befanden sich die Juden dort bereits in einem schnell voranschreitenden Reformprozess. Im Laufe der Jahre gelang es ihm jedoch, den Charakter der Gemeinde so zu verändern, dass sie zu einer vorbildlichen Gemeinde wurde, die nach authentischem Tora-Stil geführt wurde.

Das Erste, was er nach seinem Amtsantritt tat, war die Wiedereröffnung der Würzburger Jeschiwa. Sein Ruf als großer Tora-Gelehrter zog Studenten an, darunter auch erfahrene Schüler, die aus der Fürther Jeschiwa seines Rabbiners **Wolf Hamburger** verbannt worden waren, nachdem diese im Jahr 1828 auf Druck liberaler Juden von den Behörden gewaltsam geschlossen worden war.



Rabbiner Josef Schwarz – Vorfahre von Rabbiner Ralbag

Die Existenz der Jeschiwa verbreitete eine Atmosphäre von Heiligkeit. Auch jüdische Studenten der Universität Würzburg kamen, um von Rabbi Bamberger Unterricht zu erhalten. Die Jeschiwa war die Achse, um die sich das geistige Leben drehte – ein Magnet für alle, die die Tora



Rabbiner Schlomo Wechsler

suchten. Kaufleute schlossen täglich für einige Stunden ihre Geschäfte, um einer seiner täglichen Lehrstunden beizuwohnen.



Rabbiner Shlomo Fischer

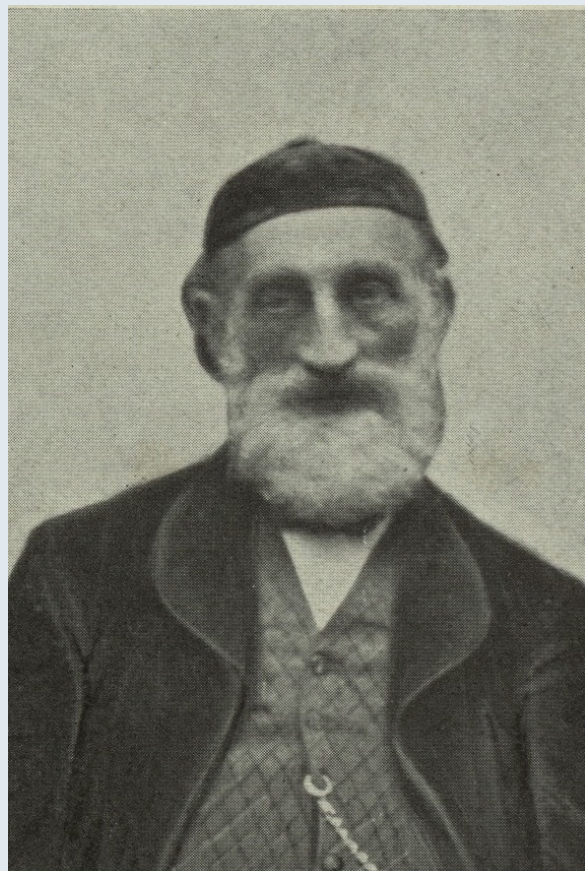
Im Laufe der Jahre lernten Hunderte von Studenten in Rabbi Bambergers Jeschiwa. Dadurch leistete er einen entscheidenden, in ganz Europa nicht in Vergessen-



Rabbiner Isaac Bernays, Hamburg

heit geratenen Beitrag zur Tora, und dies zu einer Zeit, als die deutsche Kulturwelle drohte, alles zu verschlingen. Zu seinen Studenten zählten: Rabbi Anselm Stern, der spätere Oberrabbiner und Leiter der Talmud-Tora-Schule in Hamburg, **Rabbi**

Abraham Sulzbach, Lehrer und Forscher in Frankfurt, **Rabbi Abraham Erlanger** aus Luzern, Führer des Schweizer Tora-Judentums und Gründer der Familie Erlanger, die für ihre Tora-Gelehrten berühmt ist (darunter **Rabbi Schimon Schwab** und **Rabbi Mosche Schwab** aus Gateshead), **Rabbi Elchanan (Hermann) Gompertz**, ein Tora-Gelehrter in Hamburg, **Rabbi Hile Wechsler**, **Rabbiner von Hochberg**, der 1880 den Holocaust voraussah (sein Sohn war **Rabbi Schlomo Wechsler**, der erste Brazlawer Chassid in Jerusalem), **Rabbi Salomon Fischer** aus München und Carlsberg (dessen Enkel – Rabbi Jisrael Jaakow Fischer und Rabbi Schlomo Fischer – zu den großen Tora-Gelehrten Jerusalems zählten); Rabbi Schlomo Carlebach, Rabbiner von Lübeck (Vater aller Carlebach-Rab-



Rabbiner Nathan Bamberger

biner).

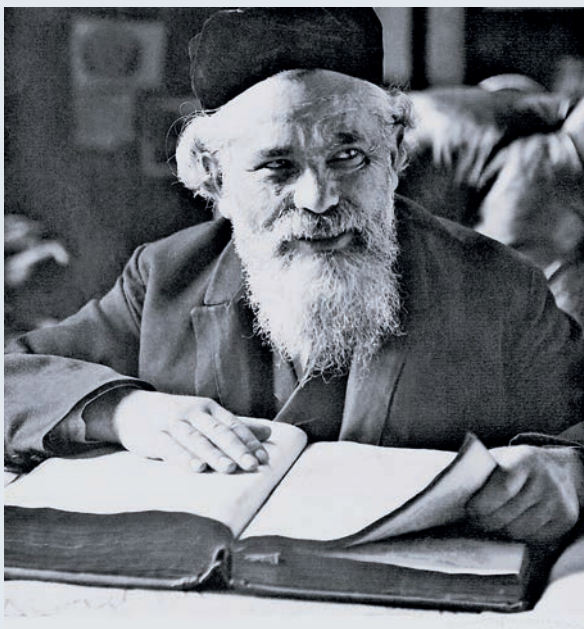
Rabbi Bamberger veröffentlichte umfassende halachische Werke zu spezifischen Themen: Melech Schamajim über die Gesetze des Schreibens von Tora-Rollen und Tefillin, Nachle Dewasch über die Gesetze der Chaliza, Moreh Lesowchim über die Gesetze der Schechita, Amira Lebet Ja'akow über Gesetze für Frauen, die Responsen Jad Halevi sowie zwei große Bände mit vielfältigen Tora-Novellen und Responsen unter dem Titel Kitwe Haridab, einschließlich einer umfassenden, von **Rabbi B. S. Hamburger** verfassten Biografie Nassi Halevi'im.



Rabbiner Moses Löb Bamberger

Außerdem gründete er im Jahr 1864 ein Seminar für jüdische Lehrer, das Tora-Lehrer für Bayern und andere deutsche Städte ausbildete. Das Seminar bestand bis zum Holocaust.

Nach dem Tod von Rabbi Jakob Ettlinger, dem Aruch Laner, im Jahr 1871 galt der „Würzburger Raw“ als der größte Tora-Gelehrte Westeuropas. Er verstarb am zweiten Tag von Sukkot im Jahr 1878, hinterließ jedoch eine große Familie bedeutender Tora-Gelehrter, die die Tora über Generationen hinweg verbreitete – bis heute. Seine Schwiegersöhne waren: Rabbi Mosche Unna; Rabbi Pinchas Seligmann Fromm, Rabbiner von Bad Homburg vor der Höhe; Rabbi Menachem Adler, Rabbiner von Kitzingen. Seine Söhne waren: Rabbi Simcha



Rabbiner Salomon Carlebach aus Lübeck

Bunim Trebitsch, Rabbiner von Fischach und Aschaffenburg; der heilige **Rabbi Salomon (Schlomo Salman) Spitzer**, **Rabbiner von Lengenu** in der Schweiz und Sennheim im Elsass; **Rabbi Moses Löb Bamberger**, **Rabbiner von Bad Kissingen** und Schwiegersohn des Aruch Laner (sein Nachkomme war **Rabbi Jehoschua Neuwirth**, der Autor von Schemirat Schabbat Kehilchata); **Rabbi Jizchak Sekel**, Rabbiner und Dajan in Frankfurt, sowie **Rabbi Nathan Bamberger**, der seinem Vater **Seligmann Bär Bamberger** als Rabbiner von Würzburg nachfolgte.

Nach mehr als vierzig Jahren als tragende



Rabbiner Anschel Stern

Säule der Tora verstarb Rabbi Nathan im Jahr 1919. Ihm folgte Rabbi Schimon (Sigmund) Hannover, ein herausragender Gelehrter, der in der Tradition seiner Vorgänger das Würzburger Rabbinat und die zwanzig dem Bezirk unterstehenden Städte leitete. Seine halachische Korrespondenz ist unter anderem in den Responsensammlungen Seride Esch, Igrot Mosche und Menachem Meschiw überliefert. Vor dem Holocaust emigrierte er in die Vereinigten Staaten, wo er als Rabbiner in New York tätig war. ■

** Übersetzung aus dem Englischen von Rabbiner Dovid Kern*



Sushi- Türmchen

UNSERE KOHECKE

Sushi-Türmchen eignen sich perfekt als Jom-Tow-Vorspeise oder wenn man ein super schnelles, einfaches und gesundes Abendessen zubereiten möchte – und sie sehen einfach großartig aus!





SUSHI-TÜRMCHE

ZUTATEN (FÜR 4 SUSHI-TÜRMCHE):

- 500 g Lachs in Sushi-Qualität (der Lachs wird roh gegessen)
- 2 Avocados
- 3/4 Tasse Jasminreis, gekocht
- 1/2 kleine rote Zwiebel, fein gewürfelt
- 1/2 TL Sesamöl (optional)
- 1 EL Olivenöl
- 1 EL Sojasauce
- 1 EL frischer Zitronensaft
- Tabasco nach Geschmack
- Salz und Pfeffer nach Geschmack

ZUBEREITUNG:

1. Reis nach Packungsanleitung kochen und vollständig abkühlen lassen.
2. Lachs in kleine Würfel schneiden und mit Zitronensaft, Salz, Pfeffer, Olivenöl, Sojasauce, Zwiebel, Tabasco und optional Sesamöl gut vermengen.
3. Avocados schälen, zerdrücken und mit Salz abschmecken.
4. Mit Speiseringe (ca. 8 cm Durchmesser, 5 cm Höhe) schichten: zuerst Reis, dann Avocado, zum Schluss Lachs.
5. Nach Belieben mit scharfer Mayonnaise und knusprigen Zwiebeln garnieren. Optional mit Mangoscheiben servieren.

SCHAWUOT: Kreativer Fest- tagsspaß für die ganze Familie

KINDERECKE

Hallo liebe Eltern und Kinder!

Kaum zu glauben, aber gleich nach der Omerzeit kommt Schawuot – das Fest der Tora-Gebung und der Erstlingsfrüchte. Es ist eine besondere Zeit im Jahr, in der wir uns an den Moment erinnern, als wir die Tora am Berg Sinai erhalten haben.

Auf diesen Seiten haben wir für euch zwei Ideen zusammengestellt, wie ihr dieses wundervolle Fest zu Hause noch schöner gestalten könnt. Freut euch auf eine kreative Bastelidee und ein leckeres Rezept aus der Kinderecke.

Viel Freude beim Nachmachen.

Chag Sameach!

TORA CANNOLIS



Nechama Kertes



REZEPT: TORA-CANNOLI

ZUTATEN:

- Cannoli
- Sahne
- Schokolade
- Creme nach Geschmack (z. B. Lotus-Creme oder Schokoladencreme)

ZUBEREITUNG:

1. Sahne steif schlagen und mit der gewünschten Creme verrühren.
2. Die Masse in einen Spritzbeutel füllen und die Cannoli damit befüllen.
3. Schokolade schmelzen und jeweils zwei Cannoli aneinanderkleben.
4. Mit Puderzucker bestreuen und genießen.

BASTELANLEITUNG: BLUME AUS WATTEPADS

DU BRAUCHST:

- Watte pads
- Lebensmittelfarbe
- Eine Schüssel mit Wasser
- Ein Glas
- Optional: Filzstifte zum Verzieren

ANLEITUNG:

1. Lebensmittelfarbe in das Wasser geben.
2. Watte pads kurz in das gefärbte Wasser legen und an die Seiten des Glases anbringen (halb innen, halb außen).
3. Weitere Watte pads färben und rund um das Glas anlegen.
4. Sobald die Seiten bedeckt sind, Watte pads vorsichtig übereinander stapeln.
5. Wenn das Glasinnere nicht mehr sichtbar ist, die Blume vorsichtig abziehen.
6. Fertig ist eine wunderschöne Blume!

OPTIONAL:

Die Blume kann nun noch mit Filzstiften verziert werden – lasst eurer Kreativität freien Lauf!

VON EUREN BtJ MADRICHOT
SHIRA UND POLINA

